NORA HOCH

DAS SALZWASSER-JAHR

ROMAN

dtv

Über das Buch

Jannik verbringt sein Austauschjahr in dem australischen Küstenort Byron Bay. Und er trifft Leute dort, die ihn beeindrucken: Beautiful, der sich nur an seine eigenen Regeln hält und dessen Zuhause der Strand ist. Sienna, die ihn unglaublich fasziniert, aber immer wieder ihre eigenen Wege geht. Neil, seinen Gastbruder, cooler Surfer und verdammt verschlossen. Wie die ganze Familie. Die Madens hüten ihre Probleme wie geheimnisvolle Schätze. Erst mit Hilfe von Sienna kann Jannik Bewegung in die vor Sprachlosigkeit erstarrte Familie bringen. Gemeinsam gelingt es ihnen sogar Sam, die älteste Tochter, wieder mit den Madens zu versöhnen. Doch eines Tages verschwindet Sienna ...

Nora Hoch

DAS SALZWASSERJAHR

Roman

Mit Illustrationen
von Annika Heine

dtv

Für Frieda
... und alle diejenigen, denen das Happy House
eine neue Heimat war

she walks like summer and she acts like rain

1

EMPFANGSHALLE

Koalas. Ich habe immer zuerst an Koalas gedacht, wenn ich an Australien gedacht habe. Und dann habe ich in dem ganzen Jahr dort keinen einzigen gesehen. Dafür habe ich Sachen gesehen, an die hätte ich vorher gar nicht denken können, weil ich keinen Plan von denen hatte. Absolut keinen.

Und ich habe Sienna gesehen – von allen Seiten. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Und immer wieder Sienna von hinten. Wie sie weggeht und ich dastehe, um zuzusehen, wie sie immer kleiner wird. Nur eben nicht für mich. Für mich bleibt sie eine riesengroße Nahaufnahme.

Angefangen hat das alles ungefähr so:

Nach über einer Stunde Wartezeit habe ich mich auf den Koffer gesetzt und mit den Fingernägeln über die alten Sticker auf der Oberfläche von meinem Reisekoffer gekratzt. Es machte genau das Geräusch, das mein Freund Levin Innenohrarmageddon nannte. Ich saß in der Empfangshalle in Brisbane, im Osten Australiens, wartete auf meine Gastfamilie und darauf, dass das losgehen würde, was ich mir unter einem neuen Leben vorgestellt hatte. Warten konnte ich noch nie gut. Und so, allein unter Hunderten von fremden Menschen, wurde ich nicht gerade besser darin. Ich habe gewartet und irgendwann dachte ich, wenn die eine Stunde lang nicht kommen, dann kommen die vielleicht gar nicht mehr. Ich saß also auf meinem Koffer, der vollgepackt war mit kurzen Hosen, Sonnencreme, einem Wörterbuch und leeren Heften. Ich hatte Hefte

eingepackt, um neue Gedanken aufzuschreiben und Erlebnisse zu konservieren, wie andere Leute Blumen konservieren – gepresst zwischen blanken Seiten und aufbewahrt für kalte Tage, wenn der Sommer längst vorüber ist. 15 817 Kilometer weit weg von zu Hause saß ich da, bereit für ein neues Leben, aber niemand kam, um mich in dieses Leben abzuholen. Mit jeder verstreichenden Minute wurde ich nervöser.

Ich beobachtete die Hallenuhr. Tick. Überall waren Leute, die schwere Koffer über den glänzenden Boden zogen, und Leute, die riesige Rucksäcke auf ihren Rücken trugen wie Schnecken ihre Häuser. Tack. Allein am anderen Ende der Welt, dachte ich, das könnte aufregend sein, verwegen, abenteuerlich. Es hätte cool sein können, wenn ich irgendeinen Plan gehabt hätte, wie es von dort aus hätte weitergehen können.

Hatte ich aber nicht. Kein Stück. Tick.

Ich holte die kleine Tüte mit den salzigen Flugzeugcrackern heraus und begann mir zu überlegen, ob ich vom Flughafen aus einen Bus nehmen könnte, oder trampen, oder einfach dort bleiben.

Ein Jahr lang in der Wartehalle. Tack. Sofort zurückzufliegen war keine Option. Meine Mutter wollte in der nächsten Woche zu ihrem neuen Kerl ziehen und ich war nicht heiß drauf, das live mitzuerleben.

Ich wollte nicht zusehen, wie unser altes Leben eingepackt würde. In Kisten gestapelt für den dreckigen feuchten Berliner Keller ihrer neuen Wohnung. Mama war schwer in Ordnung, keine Frage, und meine Mama würde sie immer bleiben, egal wo unsere Kartons standen, schon klar. Aber für eine Weile wollte ich mein eigenes Ding machen und ich hatte das Gefühl, dass ich nicht der Einzige war, der das wollte. Ich hatte mich vorübergehend von meinem alten Leben verabschiedet. Ich hatte die letzte Nacht auf dem Fußboden von meinem Zimmer geschlafen. Die Arme so

weit von mir gestreckt wie ein Seestern, um möglichst viel Raum zu berühren. Ausbreiten wollte ich mich, in jeden Winkel. Ich hatte mir heimlich eins von Mamas Bieren mit in mein Zimmer genommen und die Zimmerdecke angestarrt, als wäre sie mit Sternen übersät. Ein wenig hatte ich mir gewünscht, der alte Herr Mauk von obendrüber hätte seine Möbel hin und her gerückt, wie er das oft mitten in der Nacht machte. Ein Poltern, Kratzen und Schleifen von Holz über Holz. Dann hätte ich ihm zuhören können und gewusst, dass dies mein Zuhause-Geräusch war. Das und die Krähe im Innenhof. Aber an diesem Abend war Herr Mauk wohl zu müde, um Möbel zu rücken. Die Krähe war ausgeflogen. Alles blieb still. Tick.

Nein, zurück war keine mögliche Richtung. Nicht nur wegen Mama, sondern auch wegen Levin.

Der Gedanke, ein Jahr ohne meinen besten Freund zu verbringen, hätte mich traurig machen können. Jedenfalls unter anderen Umständen. Ein Jahr ohne den Menschen, den ich schon aus einer Zeit kannte, an die ich mich noch nicht mal erinnern konnte. Aus einer Zeit, bevor Sprache Sinn machte, bevor ich wusste, was ein Freund ist, oder auch nur verstand, was ein Jannik eigentlich sein soll. Doch nun begann für mich ein Jahr ohne Levin, ohne seine Karottenhaare und seine schlechten Witze. Wahrscheinlich wäre ich zu jedem anderen Zeitpunkt traurig gewesen, aber zu diesem eben nicht. Es hatte Streit gegeben. Und dann hatte es ein langes Schweigen gegeben und danach war ich eben nicht mehr traurig. Stattdessen war ich erleichtert. Ich wollte weggehen, möglichst weit, und erst wiederkommen, wenn alles anders geworden war, oder wenn ich mich zumindest selbst verändert hatte. Tack.

Ich hatte Fernweh und dem wollte ich folgen. Zumindest bis zu dem Moment in der Wartehalle.

»Was ist los, Junge?«, fragte ein Mann mit einem blauen Overall und einem Wischmopp. Weil ich keine Antwort hatte, gab ich ihm nur einen leeren Blick zurück und zog meine Knie an, damit er um meinen Koffer

herumwischen konnte. Ich hielt die Füße in die Luft über meine Kofferinsel, so als wäre der Boden Lava, die man nicht berühren durfte, wie früher als Kind, wie früher mit Levin.

Der Boden glänzte. Ich sah meine eigene Spiegelung zu mir aufblicken, aber ich kam mir nicht bekannt vor. In der Halle wurde es immer leerer. Kurz darauf wurde es wieder voll. Tick.

Der nächste Flieger war gelandet. Der Mann mit dem großen Wischmopp kam noch drei Mal an mir vorbei. Er sah mich fragend an. Ich zuckte mit den Schultern. Was ich hier machte? Das hätte ich auch gern gewusst. Irgendwann hörten sogar die Sorgen auf und meine Augen verfolgten nur noch den schwarzen Sekundenzeiger auf der großen Hallenuhr. Tack.

Nach einer Ewigkeit sah ich sie endlich. Ich sah, wie vier Menschen den Gang zum Empfang entlanggerannt kamen. Alle in Flipflops und einer hielt ein Schild mit meinem Namen in der Hand. Das Schild baumelte beim Rennen hin und her, aber meinen Namen erkannte ich trotzdem sofort. Als wäre mein Koffer spontan entflammt, sprang ich auf.

Die vier sahen aus wie aus einer Werbung für Sonnencreme. Die sahen aus wie Hochsommer. Ihre Flipflops machten Schmatzgeräusche auf dem Linoleumboden. Sie liefen hintereinanderher. Ganz vorne lief Neil, mein Gastbruder. So alt wie ich, logisch, aber wesentlich größer, viel zu groß für einen Sechzehnjährigen. Praktisch ein Riese. Schon aus der Entfernung sah er übertrieben supermanmäßig aus. Es war beinahe unangenehm, ihn anzugucken, weil alles an ihm so extra lässig aussah, so nach dem Typ Jungen, neben dem man immer klein wirkt. Hinter Neil lief ein kleines Mädchen. Ruby war sechs Jahre alt. Ein Goldstück. Oben im Mund fehlte ihr

ein Zahn und unten im Mund sah sie aus wie ein Haifisch. Sie hatte zwei Reihen Zähne. Die alten Milchzähne waren noch drin und die neuen Schneidezähne standen schon klein und stummelig dahinter. Während Neil zur Begrüßung nur die Hand hob und mir zunickte, wollte Ruby sofort ein Wettrennen mit mir machen – zum Van der Madens. Familie Maden, so hießen die nämlich. Cory und Analeigh, die Eltern, hatten ihren hellblauen Camping-Van direkt vor der Tür der Empfangshalle geparkt. Quer.

»Habt ihr nicht noch eine Schwester?«, fragte ich Neil, als wir einstiegen.

Er nickte. »Sam. Die ist aber nicht mitgekommen. Sie hatte keinen Bock, dich abzuholen«, sagte er.

Irgendwie war mir das sympathisch. Neil sah mich an, wie man einen Käfer ansieht. Einen kleinen harmlosen Käfer, einen, den man zwar nicht zertreten will, bei dem man sich allerdings auch nicht sicher ist, ob er es wert ist, dass man sich die Mühe macht, ihn nach draußen zu werfen. Schließlich könnte man ihn auch einfach ignorieren, bis er von selbst zu krabbeln aufhört.

Knallend fielen die Türen zu. Neil schnallte sich an, setzte sich Kopfhörer auf und drehte sich so weit wie möglich in Richtung Fenster.

Wir fuhren ziemlich stumm durch Queensland – von Brisbane nach Byron Bay. Analeigh saß am Steuer, Cory und Ruby schliefen schon nach wenigen Metern ein, Neil hörte Musik und ich kriegte vor Aufregung kein einziges Wort heraus. Nur Analeigh redete ohne Pause. Ihre rot gefärbten Haare glänzten, während ihr Kopf beim Reden fröhlich hin und her wippte.

Sie erzählte Geschichten über die Gegend hier, über ihre Kinder, über ihren Job beim *Curry Home*, über Haie und über giftige Tiere. Ich nickte die ganze Zeit. Dass sie nicht sehen konnte, wie ich nickte, weil ich ja hinten saß, das fiel mir viel zu spät auf. Erst als wir anhielten.

Irgendwann hörte ich den Van bremsen. Wir waren angekommen. Ich sprang aus dem Auto auf die Straße und BAM: Die Luft schmeckte nach Salzwasser.

»Das Meer«, platzte es aus mir heraus und alle vier sahen mich fragend an. Ich hatte vergessen, Englisch zu reden, ich hatte gar nicht richtig gemerkt, dass ich überhaupt sprach.

»Willkommen in der Lawson Street«, sagte Analeigh.

»Der Strand dahinten wird Clarkes Beach genannt. Von deinem Fenster aus kannst du ihn sehen«, sagte Cory.

»Du kannst das Meer beim Einschlafen hören, so nah ist es«, sagte Ruby.

Nur Neil sagte nichts.

»Willst du sofort zum Meer?«, fragte Analeigh.

»Da kannst du aber sicher sein«, sagte ich und meine Stimme kippte fast vor Aufregung. Ich redete auf einmal viel zu laut.

Meinen Koffer ließ ich einfach im Hausflur stehen und ging sofort wieder hinaus. Höflichkeit war mir egal, wie mein Zimmer aussah, war mir egal. Ich wollte das Meer sehen. Ich wollte es begrüßen. Das Meer sollte wissen, dass ich nun da war.

Lawson Street

Ich wartete draußen auf die anderen, die sich Badesachen holten. Neil trat neben mich vor die Haustür und für einen Moment waren wir zwei allein.

Kurz hoffte ich, er würde mir auf die Schulter klopfen und so was sagen wie: »Los jetzt, Junge. Wir haben noch einiges zu erledigen.« Kurz hoffte ich, wir würden um die Häuser ziehen, er würde mir die Gegend zeigen, er würde mir Leute vorstellen. Ich hoffte, es würde etwas passieren. Irgendwas Spannendes. Etwas Großes. Irgendwas, was nur hier passieren konnte, und wir würden es zu zweit erleben, wie Freunde, wie Brüder. So wie ich es mir im Flieger ausgemalt hatte. Aber natürlich passierte das nicht.

Neil sagte nur, dass wir auf die anderen warten sollten. Dann schloss er seinen Mund, so wie man das macht, wenn man vorhat, ihn eine Weile nicht mehr zu öffnen. Demonstrativ. So, dass ich es sehen sollte.

Er fing an, auf dem Rasen vorm Haus sein Surfbrett mit einem Wachs einzureiben. Das Wachs war pink. Es roch nach Erdbeerkaugummi.

Ich lehnte mit dem Rücken an der aufgeheizten Hauswand, hielt mein Gesicht in die Abendsonne und ich fing langsam an, mich zu fragen, wessen Idee es wohl gewesen war, einen Austauschschüler aufzunehmen. Neils Idee offensichtlich nicht.

Trotzdem war ich froh, dort zu sein, vor allem weil es einfach anders war als zu Hause. Und ich war anders. Ich hörte mich anders an, weil ich ja nur Englisch reden konnte, ich dachte anders und ich fühlte mich anders. Die ganze Zeit kreisten meine Gedanken darum, dass mich dort niemand kannte. *Ein Jahr lang bin ich jetzt der Austausch-Jannik*, dachte ich. *Ich kann denen erzählen, was ich will. Oder ich kann es halt auch lassen. So und nur so, wie ich heute hier bin, kennen die mich dann.* Mit diesem Gedanken verschwand alles Gewicht aus meinen Beinen, aus meinen Armen und aus meinem Rücken.

Am Meer angekommen, sah ich rüber zu Neil, aber der ignorierte mich noch immer. Da beschloss ich, drauf zu scheißen, auf ihn, auf alles, und einfach in die Wellen zu stürmen. Schließlich war ich angekommen, endlich. Und ich hatte es fast allein hierhergeschafft. Ich war so lange nicht am Meer gewesen, dass ich es ganz vergessen hatte: das Gefühl, unter einer großen Welle hindurchzutauchen. Das Gefühl, wenn alles dröhnt, zischt, schäumt. Wenn Wasser über einen hinwegrollt.

Erst als ich dieses Salzwassergefühl wiedergefunden hatte, da wusste ich, dass ich genau das wollte: abtauchen. Nichts denken. Nur das Gewicht des Wassers fühlen. Stille. Dröhnen. Prickeln.

Ein Jahr lang.

2

NEIL!

Es war schon spät und ich hatte den Mund voller Zahnpasta, als Neil zu mir ins Badezimmer kam. Er schlug die Tür zu und schloss ab. Mir fiel vor Schreck die Zahnbürste ins Klo.

»Ich muss was klarstellen«, sagte er. »Ich bin nicht immer so. Ist eine Scheißzeit gerade. Mir wär lieber, du wärst nicht hier. Nicht jetzt jedenfalls. Ist nicht dein Fehler, aber so ist es eben. Aber ich krieg mich schon ein, okay? Bis dahin will ich nur nicht, dass du was fragst, und ich will nicht, dass du irgendwem sagst, wie es mir geht, alles klar?«

Ich wich einen Schritt zurück und versuchte zu verstehen, was da gerade ablief.

»Nee, eigentlich nicht. Also eigentlich ist gar nichts klar«, sagte ich. Ich starrte ihn an, in der Hoffnung, es würden ein paar Erklärungen aus ihm herausfallen.

Er stöhnte genervt. »Genau das meine ich. Ich werde dir keinen Vortrag halten. Jetzt nicht und später auch nicht. Wenn wir morgen zur Schule gehen, dann werden da Leute sein, meine Leute. Ich will nicht, dass du denen Scheiß erzählst über mich.«

»Was sollte ich denn sagen?«, fragte ich.

»Sag nichts, klar? Einfach gar nichts.«

Ich nickte, ohne zu wissen, was zur Hölle er eigentlich von mir wollte.

»Und jetzt spuck den Schaum aus. Wir gehen noch mal los«, sagte er und hielt mir die Tür auf.

Ich verstand rein gar nichts.

»Hau rein, Junge. Wir haben nur noch eine Stunde, dann müssen wir zurück sein.«

Neil hatte sich die ersten zwei Tage seit meiner Ankunft in seinem Zimmer eingeschlossen. Analeigh hatte mich voller Bedauern angesehen. Sie hatte versucht, mich mit Ausflügen bei Laune zu halten.

»Gib ihm ein bisschen Zeit«, sagte sie immer wieder, als hätte ich irgendeine andere Wahl.

Neil hatte kaum drei Sätze mit mir geredet, bis zu dem Moment im Badezimmer. Und mit einem Mal lief er Richtung Ortszentrum und ich hinter ihm her. Er hatte einen Schritt drauf, als wäre ein hässlicher Kampfhund auf seinen Fersen. Erst bei einer Kneipe in der Nähe vom Main Beach hielt er an. Sie war voller Menschen. Touristen, alte Hippies und Schüler.

»Bekommen wir hier überhaupt was zu trinken?«, wollte ich wissen. Ich hatte gelesen, dass es hier mit dem Jugendschutz viel strenger wäre.

Neil sah mich mitleidig an. »Die betrunkenen Schweden da hinten, die zahlen unsere Getränke«, sagte er. »Die wissen es nur noch nicht.«

Wir stellten uns neben die Schweden und Neil fing an, eine Rede über geheime Surfspots in der Nähe zu halten. Über Delfine, die in den Wellen bei »Wategos« mit Surfern spielten, und über das alte Schiffswrack bei »The Wreck«. Er redete übertrieben laut und es dauerte nicht lange, da hingen die Schweden an seinen Lippen. Neil ließ den Local raushängen. Sie fragten ihn aus.

Zehn Minuten ging das so, und als ihr Bier leer war, da sagte Neil: »Gleich gibt's noch einen Geheimtipp. Aber die nächste Runde geht erst mal auf euren Nacken!«

Mit diesen Worten wackelten die Schweden glücklich zur Theke. Reiseträume hinter ihrer roten, sonnenverbrannten Stirn. Kaum hatte Neil seine Flasche billiges Fosters in der Hand, ließ er die Schweden stehen. Und mich auch.

»Ich sehe mich mal um«, sagte er und war schon in der Menge verschwunden. Er überließ mir die spendierfreudigen Schweden und ich fragte mich, wen er eigentlich suchte. Ein paar Jungs hatte er schon am Eingang begrüßt, aber zu denen ging er nicht. Schon während er den Schweden sein Wellenseminar gehalten hatte, war sein Blick unablässig durch den Raum gewandert, als suchte er eine Spur.

Zwei Bier später beschloss ich, mich ebenfalls umzusehen. Es war voll, eng und entschieden zu heiß für die Uhrzeit. Ich schob mich zum Ausgang, entkam dem Gedränge und trat vor die Tür. Kaum war ich draußen, schmeckte ich salzige Luft und sah den Weg zum Strand.

All die Menschen, die sich dort durch die Nacht treiben ließen, hatten nicht das Geringste mit mir zu tun. Ich konnte frei atmen.

Niemand achtete auf mich.

Die Laternen tauchten den Weg in ein eigenartiges Licht. Es sah aus wie in einem Schwarz-Weiß-Film, als wären alle Farben aus dem kleinen Badeort verschwunden. Am Strand endete das künstliche Licht. Nur einzelne Lagerfeuer glühten noch verteilt in der Nacht. Um die Feuer herum saßen namenlose Menschen mit nackten Füßen im Sand, mit Gitarren und Trommeln. Die Flaschen in ihren Händen in braune Papiertüten gewickelt, sodass man nicht sehen konnte, welchen Alkohol sie da tranken, aber dass es Alkohol war, sah man an den Papiertüten schon von Weitem.

Weil ich zu keiner der Lagerfeuergruppen dazugehörte, setzte ich mich einfach auf die Mauer am Strandeingang. Ich lauschte dem leisen Lagerfeuer-Babel: dem Gemisch der vielen Sprachen und Klänge. Dem Schnalzen der Zungen und dem Knacken von brennendem Holz. Die Steine der Mauer waren noch warm vom Tag. Das Meer lag so dunkel da, dass man

nur die weißen Schaumkronen erkennen konnte, die wuchsen und verschwanden.

Gerade als ich dachte, ich sollte langsam zurückgehen, da sah ich jemanden auf mich zuhumpeln. Tropfnass. Mit ihrem langen schwarzen Neoprenanzug und den nassen Haaren konnte ich in der Dunkelheit zuerst nur das Gesicht sehen, Hände und Füße. Körperlos, wie bei einem dieser Schwarzlichtkünstler im Zirkus.

Erst schien sie mich nicht zu bemerken. Oder ich war ihr einfach egal. Unter der Mauer legte sie ihr Surfbrett in den Sand und öffnete die Leash an ihrem Knöchel.

Sie tastete die Steine der Mauer ab und nahm einen losen Stein heraus. Selbstverständliche Bewegungen. Ein Handtuch kam zum Vorschein und darin eingewickelt ein Schlüssel und ein Päckchen Tabak. Sie stand mit dem Rücken zu mir und zog sich selbst den Reißverschluss von ihrem Neopren runter. Ihre langen Finger tasteten hinten an ihrem Rücken entlang und bei ihr sah das aus, als ob es einfach wäre.

Und dann konnte ich deutlich sehen, dass sie nicht nur aus Gesicht, Händen und Füßen bestand. Sie hatte wesentlich mehr Körper. Ein Körper so nass, dass sich das Mondlicht darauf spiegelte. Im Ernst. So verhält sich das nun mal mit Wasser und Licht und es ist dem Licht auch scheißegal, ob das kitschig klingt. Aber darüber hinaus war ihr Körper nicht nur nass, sondern auch schön.

So schön, dass ich einerseits das Gefühl hatte, ich dürfte nicht hinsehen, und so, als könnte ich andererseits überhaupt nie wieder irgendwo anders hinsehen.

»Kannst du drehen?«, fragte sie mich, ohne sich umzudrehen.

Konnte ich natürlich nicht. Aber ich hätte so gern Ja gesagt. Das hätte bedeutet, dass wir einen lockeren Start gehabt hätten – drehen, quatschen, bitte schön, kein Ding. Aber so laufen diese Dinge nie, jedenfalls nicht bei

mir. Ich schüttelte also den Kopf, und weil sie immer noch mit dem Rücken zu mir stand und das nicht sehen konnte, drehte sie sich endlich zu mir um.

»Ich versuche gerade, mir das Rauchen anzugewöhnen. Ich finde, ich sollte mehr schlechte Angewohnheiten haben. Aber ich drehe einfach miserabel«, sagte sie und sah mich dabei fest und unverstellt an.

Ohne zu lächeln. Welches wären wohl meine schlechten Angewohnheiten?, fragte ich mich. Bräuchte ich hier andere als zu Hause? Dann machte sie einen Schritt nach vorn, um ihr Handtuch anzuheben, und verzog dabei das Gesicht, als hätte sie plötzlich Schmerzen.

»Was ist?«, fragte ich.

»Mein Knie …«, sagte sie. »Ich glaube, es steckt was drin.«

Mit dieser Ansage stemmte sie sich zu mir auf die Mauer. Ohne zu zögern, legte sie ihr Bein quer über meine Beine. »Würdest du mal nachsehen?«

Wenn ich sage, dass mich diese Frage überraschte, dann ist das lächerlich untertrieben.

»Im Dunkeln?«, fragte ich etwas hilflos. Ich konnte nicht fassen, dass dies die ersten Worte waren, die ich an sie gerichtet hatte.

»Du sollst nicht mit den Augen suchen. Da findest du nichts. Mit der Zungenspitze am besten. Ich komme selber nicht dran. Mit der Zunge fühlst du, wenn was drinsteckt, viel besser als mit den Fingerspitzen. Aber das kann ich nicht selbst machen.«

»Aber ich …« Ich war absolut sprachlos.

»Du weißt doch noch nicht einmal, wie ich heiße«, war das Einzige, was mir dazu einfiel.

Sie seufzte. »In Byron wohnen keine 5000 Menschen. Die kennen sich alle mindestens flüchtig oder über Umwege. Dich habe ich hier noch nie gesehen. Du bist also nur vorübergehend hier, auf Reisen oder so. Insofern kann es mir echt egal sein, was du von mir und meinem Knie hältst. In ein paar Tagen bist du weg und keiner von uns erinnert sich danach an diese Unterhaltung.«

Ich sah sie an und legte vorsichtig meine Hände um ihr Bein. »Ist das okay so?«, fragte ich.

Sie nickte langsam. Ihr Knie blutete noch, aber nur ganz leicht. »Die große Scherbe habe ich schon rausgezogen, aber irgendwas ist da noch«, sagte sie.

»Wie sieht es denn aus?«, fragte ich.

»Ganz ehrlich? Ich habe mir das Ding nicht angesehen, bevor ich es da reingesteckt habe. Ich bin vom Brett gefallen und unter Wasser mit dem Knie im Sand gelandet. Da muss was im Sand gelegen haben. Würdest du jetzt bitte?«

Sie hob ihr Bein ein Stück an und ich wäre fast nach hinten über die Mauer gekippt, weil sich ihr Handtuch dabei bewegte und sich auch ihre Beine bewegten, und zwar in meine Richtung, und das war erstaunlich viel Bewegung für einen Abend.